

Metallarbeiter- Jugend

Wochenblatt des
Deutschen Metallarbeiter-
Verbandes

Für alle Jugend-
lichen und Lehrlinge der
Metallindustrie

Nr. 39 • Siebter Jahrg.

Stuttgart, 25. Sept. 1926

Erscheint wöchentl. Samstags. Bezugspreis vierteljährlich 1,50 Goldm. Einzelnummer 15 Goldpf. (nur gegen Voreinsendg. des Betrags). Eingetr. in der Reichspostzeitungsliste
Verantwortliche Schriftleitung: Paul Haase □ Schriftleitung und Versandstelle: Stuttgart, Rötterstr. 16, Fernsprecher 8800 □ Postscheckkonto Stuttgart 6803

Kapital und Kirche

Zwei Dinge haben sich in jüngster Zeit ereignet, die die Gewerkschaften unmittelbar und aufs innigste berühren. Das Blatt des Fabrikarbeiterverbandes veröffentlicht einen Fall, wo die katholische Geistlichkeit die ganze Autorität und Gewalt ihrer Kirche aufbietet, um einen Arbeiter zum Austritt aus der freien Gewerkschaft und zum Übertritt in die christliche zu zwingen. Ein katholischer Arbeiter im Rheinland, damals Mitglied des christlichen Landarbeiterverbandes, geriet 1920 in Streit mit dem Besitzer, bei dem er beschäftigt war und fand sich von seinem Verband im Stich gelassen. Er trat deshalb aus, dachte aber noch keineswegs daran, den christlichen Verbänden überhaupt den Rücken zu kehren, sondern ging zum christlichen Metallarbeiter-Verband. Jedoch, bei einem Streit war er auch mit dessen Verhalten nicht zufrieden und wollte es im April 1922 mit dem christlichen Fabrikarbeiterverband versuchen. Hier aber fand er denselben Sekretär wieder, der zwei Jahre zuvor im Landarbeiterverband seine Sache nicht tatkräftig genug wahrgenommen hatte. So fehlte ihm von vornherein das Vertrauen und er ging jetzt, August 1922, zum Deutschen Fabrikarbeiterverband. Diese Einzelheiten sind zu wissen nötig, um das Folgende richtig zu würdigen.

Man sieht, wieviel Mühe sich der Mann gegeben hat, bei den Christen zu bleiben. Allerdings war es den letzteren wohl besonders unlieb, ihn zu verlieren, weil er (wie er selbst schreibt), „zu den gesetzlichen Vertretern der Arbeiterschaft des Betriebes gehört“ und die ganze Belegschaft mit ihm zusammen den Übertritt zur freien Gewerkschaft vollzog. Anstatt nun aber durch um so sorgfältigere Erfüllung der gewerkschaftlichen Pflichten nach Wiedergewinn der Verlorenen zu streben, schlugen die frommen Christen einen andern Weg ein. Als der betreffende Arbeiter, der trotz alledem gläubiger Katholik blieb, eines Sonntags morgens nach abgelegter Beichte zur Kommunion ging, fragte ihn der Pfarrer: „Sind Sie in einer Gewerkschaft?“ Auf die bejahende Antwort weiter: „In der freien?“ Als auch dies bejaht wurde, fuhr der Pfarrer fort: „Wollen Sie austrreten?“ Diese Frage wurde verneint und darauf künmernte sich der Pfarrer nicht weiter um den Mann und übergab ihn bei der Kommunion. Der Arbeiter beschwerte sich beim Generalvikariat in Köln. Von dort hat er niemals eine Antwort erhalten. Nur der Pfarrer selbst, eben derjenige, über den er sich beschwert hatte, schrieb ihm noch zweimal, im November 1925 und im April 1926. Das erste Mal heißt es in dem Briefe,

„daß Du zum Empfang der heiligen Sakramente nicht zugelassen werden darfst, solange Du in dieser Gesinnung verharrst... Ich werde nicht aufhören, Dich zu lieben und für Dich zu beten, wie ich auch bisher alles, was ich Dir gegenüber tat, nur aus Liebe zu Dir tat...“

Weit weniger von Liebe erfüllt ist der zweite Brief. Da heißt es kalt und trocken,

„daß Sie bei Ihrem Beharren bei der freien Gewerkschaft zu den Sakramenten nicht zugelassen werden, weder gültig losgesprochen werden können in der Beichte, noch die heilige Kommunion gesendet erhalten dürfen, auch nicht die Sterbesakramente empfangen dürfen und auch nicht kirchlich beerdigt werden können. Ich kann nur für Sie beten und Sie nochmals dringend bitten, doch nicht weiter auf ihrem kirchenfeindlichen Standpunkt der Zugehörigkeit zu einem kirchenfeindlichen Verein zu beharren, sondern mir bald Ihren Austritt aus der freien Gewerkschaft zu erklären.“

Es ist dies ein ganz krasser Mißbrauch der Gewalt, welche die katholische Kirche über ihre Gläubigen leider besitzt und die sie hier zu einem Einbruch in die wirtschaftlichen Rechte der letzteren benützt. Natürlich zugunsten des Kapitals. Denn die Sache kommt doch darauf hinaus und das ist auch der bewußte Zweck, den Mann in einen Verband hinein zu zwingen, der sich seiner gegenüber dem Kapital nicht mit dem erforderlichen Nachdruck annimmt. Hat man schon je gehört, daß die Kirche einem Kapitalisten die Kommunion verweigert, weil er einem Scharfmacherverbände angehört, der auf Lohnsenkung, Arbeitszeitverlängerung usw. ausgeht? Ganz offen zeigen hier die Geistlichen, daß sie eine Hiffstruppe des Kapitals zur Niederhaltung der Arbeiter sein wollen. Unmöglich dürfen die freien Gewerkschaften stillschweigend darüber hinwegsehen. Sie müssen tun, was nötig ist, um diesen Freischärkern des Kapitals das Handwerk zu legen.

Um so mehr, als diese — natürlich! — von den Staatsbehörden der Republik unterstützt werden. Dafür zeugt der zweite Fall. Bei der Firma Krupp in Essen steht auf den Lohnlisten unter den Abzügen der gedruckte Vermerk „Kirchensteuer vom Lohn abzieht, hat die Arbeitsgemeinschaft freigeistiger Verbände dagegen bei den zuständigen Ministerien Einspruch erhoben. Beide Ministerien jedoch — es sind das Reichsfinanzministerium und das preussische Kultusministerium — fanden „keinen Anlaß zum Einschreiten“, weil das Verfahren angeblich auf freier Vereinbarung beruht, die jederzeit widerrufen werden kann und wovon auch jeder einzelne Arbeiter auf seinen bloßen Wunsch hin jeden Augenblick befreit wird. Keiner, der es nicht will, hat also nötig, sich die Kirchensteuer vom Lohn abziehen zu lassen.

Das klingt ja gewiß sehr harmlos, aber jeder Denkende wird sich von selbst sagen, daß dadurch der Arbeiter einer gewissen Kontrolle unterworfen wird. Sobald einer freigeistig zu werden wünscht, nehmen die Vorgesetzten an, das ist gewiß ein gottloser Atheist. Kein Zweifel, daß sehr viele Arbeiter aus diesem Grunde sich das Geld lieber abziehen lassen und den Mund halten, sobald die Kirche sicher die Steuer von so manchem Ungläubigen bekommt. Daran haben ja auch, wie das vorige Beispiel zeigt, die Kapitalisten allen Anlaß. So wäscht eine Hand die andere und das ist übrigens nicht nur bei Krupp so, sondern — wie man aus dem Brief des Finanzministeriums vom 6. Mai 1926 erfährt — bei „verschiedenen größeren Betrieben im Bezirk Düsseldorf“.

Dabei bekommt es das Reichsfinanzministerium fertig zu behaupten: „Kein Arbeiter wird gezwungen, seine religiöse Überzeugung dem Kapitalisten zu offenbaren.“ Natürlich nicht! Er wird nur gezwungen, das Maul zu halten und die Steuer zu zahlen, auch wenn es gegen seine Überzeugung ist. Auch braucht man seine eigene Mitteilung gar nicht, denn wenige Zeilen vorher erzählt das Finanzministerium:

„Für ein Arbeiter aus einer Religionsgemeinschaft ausgeschieden... so erhält der Unternehmer eine entsprechende Mitteilung.“

Es ist also ein regelrechtes Bespitzelungssystem zwischen Kapital und Kirche eingerichtet, um der Kirche zwar nicht die Seelen, aber die Steuern der Arbeiter zu sichern.

Noch viel toller wird aber die Geschichte durch eine Mitteilung des Betriebsrats der Firma Krupp in Essen. Danach handelt es sich in diesem Betriebe gar nicht um Steuer-

abzüge vom Lohn. Sondern wenn jemand die Kirchensteuer nicht bezahlt und die Kirche ihn deswegen pfänden läßt, dann macht der Unternehmer den Gerichtsvollzieher und zieht den gepfändeten Betrag vom Lohn ab. Es wäre wirklich gut zu wissen, ob die Firma hierzu juristisch überhaupt berechtigt ist. Doch davon abgesehen, ist es ein Skandal, daß sie sich in die Beziehungen ihrer Arbeiter zur Kirche einmischte. Die Arbeiter und ebenso die Gewerkschaften sollten sich das ernstlich verbitten.

Nebenbei erfährt man von dem Betriebsrat, daß bei einer Belegschaft von 20 000 Mann jeden Monat 6000 solcher Pfändungen vorkommen! Gutwillig und mit Begeisterung zahlen die Arbeiter offenbar die Kirchensteuer nicht.

S b y k u s.

Vierhundertachtzig Meter unter Tage

I.

Ein strahlender, goldener Herbstnachmittag! Überall in den Gärten und auf den Feldern sind fleißige Hände beschäftigt, den reichen Regen, mit dem die Natur ihre Arbeit belohnt hat, zu bergen. Und dazu eine Farbenpracht ringsumher, wie sie eben nur ein sonniger Herbsttag hervorbringen kann!

Da wandern wir vom Bahnhofe der Industriestadt aus jener Erhebung zu, von deren Höhe herab schon von weitem die Gebäudeanlagen des Steinkohlenbergwerks herübergripen. Bald sehen wir am Haupteingange des Wertes und melden uns im nahen Steigerhause zur Einfahrt.

In der Steigertube machen wir uns für die Einfahrt fertig. Unsere Kleidung vertauschen wir mit einem schwarzen Bergmannsanzug, auf den Kopf wird eine dicke Filzcappe gestülpt, deren Wert wir gar bald kennen lernen sollen. Noch sind einige Minuten Zeit. Wir benutzen sie, um schnell den benachbarten Räumen einen kurzen Besuch abzustatten. Da ist ein großer Mannschaftssaal, in dem sich die Bergleute vor der Einfahrt versammeln. Daneben befinden sich musterhaft eingerichtete Badeanlagen. Hieran schließen sich die Kleiderablagen. Von der Decke hängen Ketten herunter. Mit ihnen schließen die Bergleute ihre Sachen zu einem Pakete zusammen und ziehen sie hoch. Das Ende der Kette wird mit einem Schlosse an einem Gestelle befestigt. So hängt ein Bündel neben dem andern in langen Reihen von der Decke. Sie zeigen, daß sich eine starke Belegschaft unter Tage befindet.

Nun ein kurzer Rundgang durch die Werksanlagen! Am Eingange zum Mannschaftshause befindet sich die Markentontrolle. Jeder Bergmann gibt an einem Schalter bei der Einfahrt eine Blechmarke ab und holt sie sich bei der Ausfahrt wieder. So wird über jeden einzelnen Mann genaue Kontrolle geführt. Beim Schichtwechsel zeigte es sich sofort, wenn jemand nicht wieder mit ausgefahren wäre, so daß sofort die nötigen Maßnahmen ergriffen werden konnten.

Über einen weiten Hof geht es weiter zu den Maschinen. Ein ganz mit Blatten ausgekleideter Raum empfängt uns. Hier lauten mit unheimlicher Geschwindigkeit zwei mächtige Turbo-Generatoren von je etwa 1000 KW Leistung, um den für das Wert benötigten

Strom zu erzeugen. Als Reserve steht außerdem noch eine Verbund-Dampfmaschine bereit. Daneben arbeitet eine Gebläsemaschine, um die gewaltigen Mengen von Frischluft zu erzeugen, die zum Antrieb der Gesteinsbohrmaschinen und zur Versorgung der Anlagen unter Tage mit Frischluft benötigt werden.

Weiter geht es zur elektrischen Fördermaschine. Zwei Riesentrommeln lenken zuerst unsere Aufmerksamkeit auf sich. Die eine wickelt das Seil des fallenden, die andere das des steigenden Förderkorbes auf. Die Förderseile sind Mundseile aus bestem Qualitätsstahl. Sie sind aus einzelnen Litzen zusammengewunden, die wiederum aus mehreren Einzeldrähten bestehen, und unterliegen ganz besonderer Sorgfalt und dauernder Beobachtung; denn von ihrer Güte hängt in erster Linie die Sicherheit des Förderbetriebes und damit das Leben der Belegschaft ab. Schwere Unglücksfälle anderwärts, noch bis in die letzten Tage hinein, mahnen immer wieder zu erhöhter Vorsicht. Der Antrieb der Seiltrommeln geschah früher ausschließlich durch Dampfmaschinen, heute dagegen geht man mehr und mehr zum elektrischen Antriebe über, da dessen betriebstechnische Sicherheit größer ist. Der starke Antriebsmotor sitzt auf derselben Welle, die auch die Seiltrommel trägt. Eine Bremsvorrichtung, bei der — durch einen einzigen Hebelgriff eingeschaltet — ein schweres Fallgewicht niedergeht, das ein um die Seiltrommel gelegtes Stahlband fest anzieht, ermöglicht es, bei eintretender Gefahr die Maschine im Nu zum Stillstand zu bringen.

Da ertönt ein lautes Glodenzichen und läßt uns eilends an die Seite des Maschinisten treten. Noch einmal tönt die Glode. Der Mann wirft den Hebel herum und schon beginnt sich die mächtige Trommel zu drehen, erst langsam, dann schneller, immer schneller. Oben an der Wand ist ein breiter Spalt. Dort läuft das Seil hinaus nach dem Förderturne. Auf einem hohen Brette vor uns, dem „Leuzenzeiger“, bewegen sich zwei Zeiger in entgegengesetzter Richtung. Sie zeigen dem Maschinisten den jeweiligen Stand der Förderkörbe im Schachte an. Ein neues Glodenzichen! Das „Treiben“ nähert sich seinem Ende. Doch würde auch bei Unachtsamkeit ihres Wärters die Fördermaschine rechtzeitig zum Stillstande kommen, da sie sich selbstständig ausschaltet und der Hebel zwangsläufig mitgleiten muß. Mit der Maschine sind Sicherheitsapparate verbunden, die die Antriebskraft automatisch langsam abstellen.

Doch nun ist unsere Erwartung aufs höchste gesteigert! In einem mächtigen Gesteinsberge vorüber, kommen wir zur „Lampendüle“, wo wir das „Geluht“, wie der Bergmann sagt, bekommen: eine Parafinleuchte. Nicht kann die Einfahrt beginnen!

Auf der „Gängebank“ des Schachtgebäudes herrscht ein Höllenlärm. Eben taucht ein Förderkorb von seiner Fahrt aus der Tiefe auf. Es ist ein mächtiger eiserner Kasten mit zwei Stockwerken. Ein Mann reißt den Kegel auf, der die Wagen gehalten hat, leere Wagen werden herangerollt und stoßen die vollen Wagen auf der anderen Seite hinaus. Ein Klingelzeichen, und der Korb rückt zum nächsten Stockwerke empor. Unser Führer gibt den Leuten ein Zeichen. „Mantischachtsförderung!“ Schon geht das Signal an den Maschinisten weiter. Wir steigen ein. Klirrend schließt sich hinter uns die eiserne Tür. „Glück auf!“ tönt es von den Männern zurück. Ein Glodenzichen! Da beginnt der Boden unter unseren Füßen zu wanken. Nacht um uns, ewige Nacht. Die kleinen Grubenlampen zittern mit mattem Scheine. Ein eigenartiger Druck legt sich auf unsere Köpfe, die Ohren jausen. Wir fahren mit acht Meter pro Sekunde bei Mannschafts-

Drei Lehrbuben und drei Rosen

Weiße Rose, gelbe Rose, rote Rose: Drei Rosen!

Und drei Lehrbuben: Hans, Mar, Fritz!

Die drei Buben sind Hermerlehrlinge, nun ist Herbstabend, zu Hause! Seht ihr den Hans, den Mar und den Fritz? Welche Jungens. Das Haar struppig. Der Kittel schmierig. Die Hände schwarz. Und die Augen? Rotgerötete Wimpernränder, vom Graphitstaub zerstreut. Die Augen blau umändert, das so sehr blaue Anflitz, der Mund trocken und sprunzig, ohne Rot. Aber nachmals, und die Augen? Ach ja, der Gehalt der Augen, Jungens, schaut uns an! Da leuchten drei Seelen, drei Seelen leuchten wie sechs helle junge Sterne aus den armen, gehunderten Körpern, Jungens, wir lieben euch. Was durch das Auge hin aus eurer Seele zu uns spricht, o Jungens, das ist euer Wesen, das ist Zehnmal auf Freiheit, das ist Güte, das ist Herzenshaft, das ist aber auch als berechneter Trost. Trug aller Gewalt!

Und nun haben die drei Jungens sich gewaschen, sie haben gefressen, sie jagen den Eltern: Wir lauten noch'n bisschen ins Freie!

Und dann sind die drei Buben im Freien, in den städtischen Anlagen, bei den Weisen.

Der Abend blüht silbern. Im hohen Obenraum strahlert das liebe Herberwundern. Der Wind sagt ein kleines Gebet. Aber die Rosen, die Rosen, die Rosen — die duften!

Und jeder der drei Buben pflückte sich eine Rose, die Weiße er sah über das Herz, an die Brust, an den Kopf.

Der Hans trägt eine weiße Rose. Der Mar trägt eine gelbe Rose. Und der Fritz trägt eine rote Rose. Drei Lehrbuben und drei Rosen!

Und dann gingen die drei Buben nach der Stadt, dorthin, wo der Berg steht. So Berg, so Berg! Wir sind frei. Wir suchen das Glück.

Der Abend bekam graue Haare. Im Bergwalde war es schon halb dunkel. Gepentlich raschelte es in den Jungbüschen. Ein Reh jekte erschrocken über den Waldpfad. Und eine Amsel lärmte: Gefahr! Gefahr!

Dann waren die Buben auf Bergeshöhe. Der Wind sah auf einem Basaltblock, er blies ein Lied auf seinem Waldhorn: Wer hat dich, du schöner Wald . . . !

Und die Gräser blühten auf Bergeshöhe, und die Grashüpfer sangen hundertstimmig. Und die lieben Sternlein machten leise und verschlafen ihre goldenen Knelein auf. Da stand hinter einer langgezogenen opalgeränderten Wolke auf einmal der Mond, man sah ihn nicht klar, aber sein Licht durchwebte die Wolke. Und der Wind hatte aufgehört sein Waldhorn zu blasen. Der Wind blies nun die Wolke vom Rande hinweg, da, jetzt stand der Mond groß und rotig aus dem Himmel, lauter sangen die hundert Grashüpfer, und die blühenden Gräser waren umwirrt von kleinen grünen Sternlein, die waren glühende Johanniskrautchen, Johanniskrautchen!

Die Natur war schön und rein. Die drei Buben tranken alle röhliche Schönheit des Sommers in sich ein. Aber sie schwiegen untereinander. Da warz sich der Fritz rüddlings ins Gras, so tat er denn auch der Hans und der Mar. Die blühenden Gräser nickten und wippten über den drei Jungens. Vom Walde her lugten herüber die Augen schwarzen Augen der nächtlichen Waldvögel, wer sind diese drei jungen Menschen, die sich ins Gras wagen?

Die drei Buben aber sahen nicht die schwarzen Augen der Waldvögel, sie sahen nur die goldenen Augen der Sternlein, sie sahen durch die Sterne hin dem Nebelgeist in die Seele.

Und der Mond war höher heraufgekommen, er kühlte nun silberweiß. Und der Mond nahm sein großes Hüßhorn vom alten Fels herab, und aus dem Hüßhorn streute der Mond Schlaf auf die Welt, auch ins Auge der drei Lehrbuben, die da rüddlings im blühenden Berggras lagen. Die drei Jungens schliefen ein. Von ihrer

förderung!" tönt die Stimme unseres Führers, „sonst fahren wir mit 12 Meter in der Sekunde". So brauchen wir also 50 Sekunden, um auf 400 Meter Tiefe zu gelangen. Sie scheinen uns eine Ewigkeit. Die schwarzen Wände des Schachtes fliegen an uns vorbei. Wassertropfen flatschen herab. Wie ein Strich erscheint die Schiene, an der der Korb in die schwarze Tiefe hinabgleitet. Da — mit einem Male scheint der Boden unter uns wieder in die Höhe zu gehen und schon steht der Korb still. Richter und Leute um uns. „Glück auf!" Die Tür fliegt auf. Schnell kriechen wir hinaus. Walle Wagen warten auf uns. Sie rollen hinein, der Riegel wird vorgeschoben. Ein Mann zieht an einem Hebelarm. Die Glocke tönt und der Korb fliegt wieder empor.

Vor uns liegt ein breiter, schwarzer Stollen. Ein blendendes Licht taucht aus der Finsternis auf. Volternd jagt ein Grubenwagen heran. Beladene Kohlenwagen in langer Reihe schleppt die kleine elektrische Lokomotive hinter sich her. Jetzt bemerken wir auch den Fahrdrabt über uns. Schnell kriechen wir in einen der niedrigen Mannschaftswagen. Über uns eine breite Holzleiste, damit wir den Fahrdrabt nicht berühren. Die Maschine rangiert und setzt sich an die Spitze unseres Zuges. Da entführt sie uns auch schon in die Nacht hinein. Auf holprigem Gleise geht es etwa 1 Kilometer weit in den Berg hinein. Wir sind froh, als der Zug hält und wir das schwankende Fahrzeug verlassen können.

Herrsche am Schachte infolge Zugluft eine ganz beachtliche Kühle, so hat sich dies jetzt auf einmal geändert. Heiß schlägt es uns aus dem Stollen entgegen, so daß sich bald der Schweiß bemerkbar macht und über das Gesicht hinweghücht. Zu Fuß geht es weiter auf holprigem Wege zwischen den Gleisen der Förderbahn. Sprengschüsse hallen dumpf in der Ferne.

Da taucht ein Licht vor uns auf. „Achtung!" Donnernd poltert ein langer Grubenwagen an uns vorüber. Dann wieder Nacht, finstere Nacht. Nur das schwache Licht der Lampen zittert an den Wänden auf und nieder. Aber schon wenige Schritte vor uns hat die ewige Nacht das Licht wieder verschluckt.

Immer unangenehmer wird die Hitze. Hinter uns lärmt schon wieder ein Zug heran. Schnell zur Seite! Er ist über und über mit Grubenholz beladen. Jetzt ist die Strecke gar noch durch eine Tür versperrt! Es ist eine logenannte, „Wettertür", wie unser freundlicher Führer erklärt, von denen wir noch eine Anzahl passieren müssen. Diese Türen schließen sich selbsttätig sofort wieder hinter uns. Sie regulieren die Zufuhr der Frischluft und den Abzug der verbrauchten Luft durch den sogenannten „Wettertschacht".

Nun biegen wir von der Hauptstrecke nach rechts ab in eine Seitenstrecke. Sie ist schräg abwärts geneigt. Hier können wir an der Grubenzimmerung so recht die Folgen des ungeheuren Gesteinsdruckes beobachten. Mächtige, etwa 35 Zentimeter starke Pfosten hat der Druck des darüber lagernden Gesteins innerhalb 24 Stunden wie ein Streichholz geknickt. Hier ist ein anderer wieder in unzählige Splitter zerquetscht worden. Deutlich hören wir ein unheimliches, feines Knistern im Gebälge. Solche Stellen, in denen die Zimmerung täglich erneuert werden muß, gibt es viele. Durch sie wird der Abbau gerade der Steinkohle wesentlich verteuert.

Grubenlampen leuchten vor uns auf. Wir sind „vor Ort". Die Hitze ist schier unerträglich geworden. Vier sollen Menschen arbeiten? — Schwarze Gestalten, nur mit einer Hose bekleidet, laden die Kohle in die eisernen Karren. Der Schweiß strömt ihnen über das Gesicht, trotzdem eine starke Rohrleitung dauernd Frischluft zuläßt.

Drust her aber dufteten hell die wachenden drei Rosen: weiße Rose, gelbe Rose, rote Rose!

Der Traum. Dem Hans träumte dieses. Seine weiße Rose ward eine weiße Dame. Diese weiße Dame war sehr schön, sie schritt stolz durch die Welt, und alle Welt beugte sich vor ihrer weißen Schönheit. Die weiße Dame war die Königin der Nacht. Hinter dem Schritte der weißen Nachtkönigin aber standen auf die dunklen Schatten, die waren der Königin harte Trabanten, die schwangen Knute und Geißel, die forderten Fron und Unfreiheit. Sie peitschten die Rücken aller Völker. Die schöne weiße Nachtkönigin war das Kapital. Die weiße Dame war Liebe zu den Besitzenden, aber ihre Schattentranche waren Fronböcke gegen die arbeitenden Völker. So träumte der Hans, und im Traume wand er sich schmerzführend im Grase, er dachte an seine Fabrik, die Härte und der Zwang der Fabrik schnitten ihn in der Seele.

Und was träumte der Max? Der Max träumte, er läge krank, im Hospital, es roch nach Jodoform und Eiter. Max lag in einem harten weißen Bette, auf der Bettdecke sah er die gelbe Rose. Langsam ward aus der gelben Rose — ein gelber Mensch. Eine Krankenschwester mit gelbem Antlitz stand nun am Bette des Lehrbuben Max. Die gelbe Krankenschwester fühlte den fiebernden Puls des Max, und er las aus dem kalten gelben Auge der Schwester dieses: Keine Rettung mehr, der Junge muß sterben! Und in der Brust des Max röchelte es, nicht im Traum röchelte es in der Brust des Max, sondern körperlich, der Max war tuberkulös, der schwarze Graphitstaub und die zu harte und zu lange Arbeitszeit hatten dem Max die Lungen wund gebissen, er fühlte im Traume seinen frühen Tod.

Nun zum Frig. Der träumte dieses. Die Welt sieht in Flammen, die Völker der Erde suchen Freiheit. Da sprang die rote Rose von der Brust des Frig. Die rote Rose ward ein schönes edles Freiheitssymbol, hoch schwing sie in der rechten Hand eine brennende Fackel, und ihre rotglühender Mund donnerte über die Welt hin: Arbeitende

Jetzt schraubt der Häuer den pneumatischen Bohrer an die Brechleistung Rärmend frist sich der Stahl in die schwarze Wand. Schon ist ein Boherloch fertig, an das sich weitere reihen, so daß bald ein beträchtliches Stück der Wand unterhöhlt ist. Das Vossprengen wird von einem besonders vorgebildeten Schichtmeister besorgt, der dazu — wegen der großen Explosionsgefahr — einen Sicherheitsprengstoff verwendet.

Gebückt geht es weiter. Plötzlich stehen wir an einem „Bremsberge". Ein mit Brechluft getriebener Gappel windet auf einer schiefen Ebene beladene Karren aus der Tiefe herauf. „Hier müssen wir hinunter?" Aber unser Führer ist uns schon voraus. Immer niedriger wird die Decke über uns. Das letzte Stück geht es nur noch auf den Knien hinab. Keuchend kommen wir langsam vorwärts. Gätten wir nicht eine dicke Filzmatte auf, so würden wir jeden Augenblick mit dem Kopfe an den „Fist" (die Decke) anrennen. Gott sei Dank! Endlich können wir uns wieder aufrichten. Wir sind auf der tiefsten Stelle, vierhundertachtzig Meter unter Tage!

Woher stammen die Wörter „Streik, Boykott, Sozialismus, Proletariat"

Die deutsche Sprache ist sehr reich an Fremdwörtern, von denen sich viele bereits so eingelebt haben, daß wir sie gar nicht mehr entbehren könnten. Wenn wir diese Wörter ausprechen, kommt uns gar nicht mehr zum Bewußtsein, daß sie einer anderen Sprache entnommen sind. Aber wenn wir ihrer Herkunft nachgehen, so vermögen uns diese Wörter manches Interessante zu erzählen.

Schauen wir uns einmal einige davon, die in der Arbeiterbewegung eine große Rolle spielen, näher an.

Streik und Boykott

Täglich hören und lesen wir diese Worte. Ihre Heimat aber liegt fern von uns. Sie stammen aus England.

Streiken kommt vom englischen „to strike (sprich: streik) work", das auf deutsch heißt: „die Arbeit mit Mucht niederlegen", eigentlich „die Arbeit hinhauen". Davon wurde dann das Hauptwort: der „Strike" (sprich: Streik) gebildet und dieser Ausdruck wurde seit ungefähr 1830 in England für Arbeitseinstellungen gebräuchlich. In den sechziger Jahren bürgerte sich dieses Wort auch in Deutschland ein. Zuerst wurde es nach englischer Orthographie „Strike" geschrieben und darum auch von den Arbeitern wie Strike ausgesprochen. Während des Streiks der Zimmerer in Berlin im Jahre 1868 hieß es darum auch in einem Lied, die Frauen —

„brauchen sich nicht mehr mit Stricken zu quälen,
jetzt stricken ja gar schon die Zimmergesellen."

Bo y k o t t hieß ein Engländer, der um das Jahr 1879 Verwalter auf den Gütern eines Grafen in Irland war. Durch seine Härte und Grausamkeit gegen die Pächter des Grafen zog er sich den Haß des ganzen Landes zu. Knapp vor der Ernte kündigten ihm alle Arbeiter und Diensthöten. Kein Fuhrwerkbesitzer wollte für ihn fahren, kein Bäcker und kein Fleischer verkaufte ihm die nötigen Lebensmittel. Alle Hotelbesitzer weigerten sich, ihm Unterkunft zu geben, ja sogar die irische Eisenbahngesellschaft lehnte es ab, sein Vieh zu befördern. So wurde Boykott schließlich gezwungen, das Land zu verlassen.

Völker der Erde, erkennet eure Macht, verbündet euch, zerschlagt die Fesseln, befreit die Arbeit vom zwingenden Kapital! Das träumte der Frig, der Träger der roten Rose.

Der Mond war nun über den ganzen Himmel hinweggeschritten. Die Sterne verblakten. Der Waldbäher tat einm gewaltigen Wackeruf, der Wind legte den drei Schläfern seine kalte Morgenhand auf die heißen Traumstirnen, die drei Wuben wachten auf. Sie sprangen hoch, sie gähnten, sie reckten und sie streckten ihre Glieder, die Kleider waren feucht vom Tau der Nacht.

Aber im Walde wurden nun lebendig die Vogelstimmen, das war ein Jubel und ein Glücksein!

Die Sonne geht auf. Aus ihrem frischfarbigem Seidenbette stieg heraus die alte junge Freundin der Menschen, die liebe, liebe Sonne! Und die Sonne ging mit Silberschuhen durchs tausendfache Berggras, direkt hin zu den drei Lehrbuben, die da die Nacht auf dem Berge geschlafen hatten.

Und die alte junge so sehr schöne Menschenfreundin, die liebe Sonne, die liegte jeden der drei Fürsden mit goldenen Lippen auf die verträumte Stirne. Da kam Leben in die Augen der Jungen, sie schienen plötzlich zu wachsen, sie schienen höher und breiter zu werden, und als gegen Mittag der Meister in der Formermwerkstatt dem Hans und dem Max und dem Frig bei der Arbeit zusah, da dachte der Meister bei sich, diese drei Jungen entwickeln sich gut, ihre Hand wird geschickter, ihr Körper wird männlicher. Der Max aber hustete leise, er spuckte ein wenig Blut in den schwarzen Formersand, das sah der Meister nicht. Der Max war im Herzen tieftraurig, er dachte an die gelbe Krankenschwester, er dachte an seinen bösen Traum.

Im Spinde des Umkleideraumes hängte die drei Röcke der drei Wuben, an jedem Rocke sieht zu eine verweilte Rose, das müde Mädchen hängt sehr traurig: Weiße Rose, gelbe Rose, rote Rose, ihr seid tot! Die Fabrik raucht schwarz.

Max Dortu.

Seitdem wurde der Ausbruch „boykottung“ (bojottieren) für Verrücktheit zuerst in Irland und England üblich und später auch auf dem Festland allgemein gebräuchlich.

Warum hat sich aber die Arbeiterkassette die Ausdrücke für ihren täglichen Kampf aus der Fremde angeeignet?

Wenn wir einen Blick auf die Geschichte der Fabrikarbeiterkassette werfen, wird uns das begreiflich werden. In England bildete sich früher als in allen anderen Ländern ein Fabrikproletariat. Denn dort wurden die ersten Maschinen erfunden und angewendet. Dort entstanden zuerst riesige Fabriken, in denen an den Maschinen Tausende von Männern, Frauen und Kindern fürchterlich ausgebeutet wurden und ungeheure Reichtümer für die Fabrikbesitzer erzeugten.

Wollten die Arbeiter nicht elend zugrunde gehen, dann mußten sie sich zum energischen Kampf gegen die Kapitalisten zusammenschließen. So entstanden in England zuerst mächtige Gewerkschaften, die zum Vorbild wurden für die Arbeiter aller Länder. Von ihren Lehrmeistern im Kampf um höhere Löhne und kürzere Arbeitszeit haben die Arbeiter der anderen Länder auch die Namen für diese Kampfmittel übernommen.

Sozialismus

Dieses Wort stammt aus dem Lateinischen, der Römersprache. „Socius“ hieß im Lateinischen: der Genosse, der Gefährte. Davon abgeleitet ist das Eigenschaftswort „socialis“ = gesellschaftlich. Aus diesem wurden dann die Worte „Sozialist“ und „Sozialismus“ gebildet. Diese Wörter gab es aber zur Zeit der alten Römer noch nicht, und wir dürfen aus diesen Wörtern nicht etwa den Schluß ziehen, daß wir die Ideen des Sozialismus von den alten Römern übernommen haben, ähnlich wie wir vieles aus dem gewerkschaftlichen Kampf von den Engländern gelernt haben.

Wohl tauchte auch schon unter den Griechen und Römern die Idee auf, daß das Privateigentum schädlich sei und beseitigt werden müsse. Aber die Männer, die diese Ansicht vertraten, nannten sich nicht Sozialisten und ihre Anschauungen unterschieden sich sehr wesentlich von den unseren, wie wir aus den Vorkäufern des Sozialismus von Karl Rausky lernen können. Der moderne Sozialismus, der das Privateigentum an den Arbeitsmitteln abschaffen will, ist so alt wie der Kapitalismus und mit diesem ununterbrochen verknüpft. Darum wurde das Wort „Sozialist“ auch zuerst in dem Geburtsland des Kapitalismus, in England gebraucht. Es tauchte zum ersten Male im November 1827 in einem englischen Blatt auf. Das Wort „Sozialismus“ kam in Frankreich auf, wo der Kapitalismus sich auch früher als in Deutschland und Österreich entwickelte.

Das Wortchen sozial finden wir auch in dem Worte Sozialdemokratie wieder. Demokratie kommt aus dem Griechischen und heißt Volksherrschaft. Im alten Griechenland, in Athen finden wir auch die erste ausgebildete demokratische Verfassung.

Proletariat

Auch dieses Wort stammt aus dem Lateinischen. Aber im Gegensatz zu dem Wort „Sozialismus“ wurde es schon von den Römern gebraucht. „Proletarius“ = „Proletarier“ ist abgeleitet von dem Wort „proles“, das „Nachkommenschaft“ bedeutet. Proletarier wurden im alten Rom nur die genannt, die so arm waren, daß sie keine Steuern zahlen konnten und daher dem Staate gewissermaßen nur dadurch dienten, daß sie Kinder und damit neue Staatsbürger in die Welt

setzten. Im alten Rom brauchten nämlich die, die keine Steuern zahlen konnten, ganz im Gegensatz zu unserer Zeit, auch keinen Kriegsdienst zu leisten.

Die Bezeichnung „Proletarier“ für den modernen Fabrikarbeiter kam durch den französischen Sozialisten Saint-Simon und seine Schüler in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts auf und drang bald in alle anderen kapitalistischen Länder ein.

Aber die Lage des modernen Fabrikproletariats und seine Bedeutung für Wirtschaft und Staat ist durchaus verschieden von der des römischen „proletarius“.

Die römische Wirtschaft beruhte auf der Sklaverei, die freien Arbeiter spielten eine ganz geringe Rolle. Das römische Heer war in ältester Zeit eine Bauernheer, später wurde es ein Söldnerheer, das immer mehr aus Ausländern, besonders Germanen, zusammengesetzt war. Die bestklosten Proletarier, die sich in der Stadt Rom ansammelten, lebten zum größten Teil nicht von ihrer Hände Arbeit, sondern sie wurden auf Staatskosten gespeist. Denn sie waren stimmberichtig zur Wahl der Beamten, und diese Beamten wollten sich die Stimmen der Proletarier für die nächste Wahl erhalten. Oder diese Leute fanden ihren Unterhalt bei einzelnen reichen Römern. Dafür begleiteten sie die vornehmen Herren, so oft sich diese auf die Straße begaben. Denn die Großgrundbesitzer, die in Rom von den Reichtümern, die ihnen ihre Sklaven auf fernem Landgütern erarbeiteten, ein luxuriöses Leben führten, überboten einander durch die Größe des Gefolges, mit dem sie an öffentlichen Orten auftraten.

Die römischen Proletarier waren meist Schmaroher, sie glichen mehr unseren Lumpenproletariaten, und das ständige Anwachsen dieses Proletariats hat zum Untergang der Römer mit beigetragen.

Das moderne Proletariat aber ist heute die wichtigste Klasse im Staate. Die Proletarier sind es, die allen Reichtum schaffen, auf ihrer Arbeit beruht unsere Kultur.

„Alle Mäder stehen still,
wenn dein starker Arm es will!“

rufft der Dichter dem Proletariat zu.

Der ursprüngliche Sinn des Wortes „Proletarier“ als Bezeichnung für einen, der nur durch seine Nachkommenschaft dem Staate dient, hat also heute keine Bedeutung ganz verloren, denn der Proletarier ist heute der, der am allermeisten für Staat und Gesellschaft leistet.

Aber seit Marx und Engels im Kommunistischen Manifest den Arbeitern zuriefen: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“ ist der Name Proletarier zum Ehrennamen geworden, den jeder Klassenbewusste Arbeiter mit Stolz führt.

„Ach, Mund, wie arm bist du,
wenn sich das Herz mit reichem Seger füllet!
Je glühender die Lust in diesem quillet,
um so verschwiegener schließtst du dich zu.“

Deinhardstein.

Gesetze, Zeiten, Völker überleben sich mit ihrem Werken, nur die Sternbilder der Kunst schimmern in alter Unvergänglichkeit über den Kirchhöfen der Zeit.

Nicht bloß der Dichter, auch sein Gedicht wird geboren und nicht gemacht.

Ich spreche Radio

Wochen und Monate der Spannung. Wird man sich entschließen können, das in meinem Hirn geborene, von meinem Gefühl geformte Wort in den Raum zu tragen, meine Stimme mit millionenfacher Kraft zu begaben, daß sie gehört wird Meilen und Meilen entfernt von dem Orte, an dem sie ertönt?

Bedenken waren zu zerstreuen. Neue Bedenken stiegen auf. Aber schließlich kam der Tag. Die Stunde war bestimmt. Hunderttausende von Programmen veränderten meinen Namen. Vielleicht hatten ihn, als ich ihn zuerst sah, schon Tausende gelesen und sich die Stunde gemerkt, der ich mit pochendem Herzen entgegen sah. Karteten darauf, mich sprechen zu hören. Oder waren es nur Hunderte? Ein Duzend nur? Weich denn der Mensch, ob er Freunde hat? Weich er, ob er für die anderen mehr ist als ein Hauch, den ein einziger Windstoß vertreibt? Sehen den Hallen, der sich aufwärts in den hellen Himmel schwingt, die Tausende, die er sieht, wenn er aus lustiger Höhe herabblinzelt?

Die Stunde kam, in der Wirklichkeit werden sollte, was so lange nur Sehnsucht war. Man führte mich in einen dunklen Raum, den eine kleine Lampe nur schwach erhellt. Ein Pult wie das Anbaupult einer Sakristei stand da. Ich legte meine Bücher darauf und setzte mich davor. Stoffüberzogene Hände schlossen mich ab vom Außen der Dinge.

Einsam in einer Erde eine Windmaschine. Ein Gefell aus ungeschrittenen Holzplatten. Eine Nische und ein rauber Leinwandspann. Ich dachte diesen einsamen Apparat. Ein leises, durchdringendes Geuln ruschte auf. Das also ist das Geheimnis. So mocht man den Wind, die Stimme Gottes nach. Ich warpte Lähela über die Kinder und Großen, die vor dieser Stimme sich ducken. Die an diese Sache glauben. An diesen Radiowind. Dann dachte ich wieder an mich. War ich vielleicht auch nur eine rasende Windmaschine, die irgendein Unschicklicher

dreht? Mit der man das geheimnisvolle Maunen des wehenden Windes nachmacht. Ich erschraf und wollte gehen. Da sah ich meine Uhr. Ihre Zeiger wüchten ungestüm vor. Die erste Minute der Stunde, die mit gegeben war, begann.

Durch die Tür trat der Sprecher des Senders. Ein Gongschlag. Meles Herz stammte eine Lampe auf. Das Zeichen, daß die Einsamkeit dieses Raumes sich geteilt hat zur Unendlichkeit. Die Worte, die jetzt die hauchdünne Membrane des weißen Kristallblocks vor meinem Runde erzittern machen, ertönen wieder in den Ohren Tausender. Es wird feierlich still in mir. Wie aus einer fremden Welt tönt mir die Stimme dessen, der mich ankündigt.

Dann bin ich allein. Die rote Lampe versinkt. Das Wissen um die Menschen da draußen an den Apparaten verläßt mich. Kaum noch weiß ich von den Buchstaben, die aus den Büchern und Vogen, die meine Hand beschrieb, aufstiegen, aufschreien, in mein Herz sich drängen, um Stimme geworden, wieder herauszudringen aus meinem Körper. Es löst mich, dieses Pult zu erheben zum Mittelpunkt, diesen dunklen Raum mit seiner Stille zu machen zum sozialen Mittelpunkt der Welt. Peter sein! Einsamer Peter und doch mitreißend die Herzen der Tausende, die in dieser Stunde, gleichen Herzschlags mit mir, meinen Worten lauschen.

Doch ich darf die Augen nicht schließen. Festgelegt sind meine Worte. Festgelegt, was ich sprechen darf. Festgelegt, was ich sprechen soll. Die Einsamkeit dieser Stunde darf mich nicht verzeihen lassen, daß die Tausendfüßigkeit, die da draußen in den Raum horcht, tausendfüßiges Ohr einer unendlich empfindlichen Seele ist. Ich darf nicht vergessen, daß im Nebenraume jemand sitzt, der Nacht hat, den Strom, der mich mit den Tausenden verbindet, abzuschneiden, wenn ich hinausgehe über die Grenzen, die man mir steckt, wenn ich hinausstreite aus dem Innern meiner Herzkammer, wenn ich verschunden sollte, statt Windmaschine selber Wind zu sein, der die Herzen empfortreibt, wie der Sturm die grünen Blätter reißt und zerriß, daß sie ihm sich geben und

Jugendtreffen Bezirk Essen

Die Bezirksleitung Essen hatte für den 21. und 22. August ein Bezirkstreffen ihrer jugendlichen Mitglieder nach Witten einberufen. Es ist nicht leicht, hier im Gebiet des Bergbaues und der Schwerindustrie mit ihren Hochöfen einen Ort zu finden, wo die Jugend für einige Stunden nicht an ihre tägliche Fron erinnert wird. Witten, mit seinen Bergen und Anlagen am Arb-Gebirge gelegen, bietet aber eine gute Gelegenheit. Das Programm war gedacht, am Samstagabend eine Demonstrationsversammlung mit anschließender künstlerischer Unterhaltung. Sonntags gemeinschaftlicher Ausflug. Am nachmittag sollte die wunderschön gelegene Freilichtbühne besucht und „Wilhelm Tell“ gespielt werden.

Als am Samstag schon am frühen Morgen ein kräftiger und dauernder Regen einsetzte, drohte die ganze Veranstaltung zu scheitern. Doch wir hatten uns getäuscht. Trotz des schlechten Wetters waren bei der Samstag-Veranstaltung über 800 Jugendliche im Räte-meierischen Saal versammelt.

Nachdem der Arbeitergesangverein einen in Begrüßungsklied gefungen hatte, und ein Jugendkollege einen Vortrag gehalten, begrüßte der Bevollmächtigte, Kollege Demtröder, die Jugendkollegen im Auftrage der Verwaltung Witten. Redner ging auf die Jugendbewegung am Orte ein, die gute Fortschritte zu verzeichnen habe. Auch gedachte er der Opferbereitschaft der Wittener Kollegen, die es möglich machte, fast alle Teilnehmer in Privatquartiere unterzubringen. Der Kollege Kewer von der Bezirksleitung hielt dann einen Vortrag über Gewerkschaft und Jugend. Ein zufälliges Zusammentreffen ist es, führt er aus, daß an diesem Tage vor 25 Jahren der Grundstein zu der jetzt mächtigen Gewerkschaftsinternationale Amsterdam gelegt wurde. Die Forderungen der Gewerkschaften zum Jugendschutz wurden eingehend besprochen und die Forderungen des ADGB-Jugendtreffens in Düsseldorf unterstrichen. Mit einem Hoch auf den ADGB und mit der Mahnung zum unermüdblichen Weiterarbeiten schloß der Redner seine Ausführungen. Stehend wurde die Internationale gesungen.

Neben den Gesangsvorträgen und den Vorträgen eines Zupf-orchesters, sei noch der Sozialistische Arbeiter-Jugend gedacht, die durch Aufführung der III. Szene aus Tolsters „Masse-Mensch“ die Zuhörer fesselten. Das zu reichhaltige Programm konnte nicht ganz abgewickelt werden. Um 11 Uhr wurde abgerückt in die Quartiere. In der neuen und schön gelegenen Jugendherberge wurden 64 Jung-kollegen untergebracht.

Der erste Wind am Sonntagmorgen hat dem Wetter gegolten. Aber der Wettergott hatte ein Einsehen. Wenn auch der Himmel stark bewölkt war, konnte der vorgesehene Marsch trocken ausgeführt werden. In den Bergen wurde, Raft gemacht. Hier bekam die Gattinger Metallarbeiterjugend den von den Kollegen der Bezirksleitung gestifteten Wimpel, denn die Gattinger Gruppe war, gemessen an ihrer Mitgliederzahl, am stärksten vertreten.

Am Nachmittag wurde in der Freilichtbühne „Wilhelm Tell“ aufgeführt. Auch hier war es den Bemühungen unserer Verwaltung möglich gewesen, ein wesentlich niedrigeres Eintrittsgeld für alle Teil-nehmer zu erwirken. Über 500 Eintrittstickets mußten ausgegeben werden. Das schöne Spiel fesselte die Teilnehmer bis zum Schluß.

Der immer wieder drohende Regen wartete, bis alle Teilnehmer die Tribüne verlassen hatten, um dann mit ungeahnter Gewalt ein-

zusehen. Die gute Stimmung konnte aber nicht mehr verderben werden. Unter dem Gesang von Kampfliedern und unter dem roten Wimpel wurde geschlossen von den einzelnen Gruppen der Weg zum Bahnhof angetreten. Die gut verlaufene Veranstaltung wird allen Teilnehmern eine dauernde Erinnerung sein. Der Verwaltung Witten sei hier nochmals der Dank ausgesprochen.

Ich brauche keinen Verband

So sprechen viele, die indifferent und gleichgültig sind, aber doch gern die Erregenschaften des Verbandes auf dem Gebiet der Lohn- und Arbeitsbedingungen in Anspruch nehmen. Einem solchen unorganisierten Gewerkschaftscharakter, der vor Gericht den Tariflohn einklagte, passierte laut „Dresdener Volkszeitung“ folgendes:

„Die Parteien werden aufgerufen und betreten das Verhandlungszimmer. Der Kläger, ein junger Mann mit nicht übertrieben intelligenterm Gesicht knallt die Stiefelabsätze zusammen und macht eine tabellelose Verbeugung vor dem Richter. Er scheint mit dem Eindruck, den er auf den Richter gemacht hat, zufrieden zu sein, denn er folgt selbstgefällig der Einladung Platz zu nehmen. Die Klage lautet auf Nachzahlung des Tariflohnes. Da es sich um einen Tarif handelt, der nicht allgemeinverbindlich ist, fragt der Richter den Kläger, ob er einer Gewerkschaft angehört.

„Herr Richter, ich bin vaterländisch gesinnt und brauche keine Gewerkschaft.“

„Dann haben Sie keinen Anspruch auf den Tariflohn, denn der ist nur für Gewerkschaftsmitglieder bestimmt.“

Der Kläger sieht den Richter ungläubig, mißtrauisch an.

Der Richter fragt weiter:

„Woher glauben Sie denn, daß die Tarife kommen?“

„Ich weiß nicht. Aber der Tarif muß doch bezahlt werden, wie der Eisenbahntarif oder der Straßenbahntarif.“

Der Richter schüttelt mittelbig den Kopf: „Dann müssen Sie sich mal erkundigen. Im übrigen wird Ihre Klage abgewiesen, da Sie keiner Gewerkschaft angehören.“

Der Kläger geht ohne die geringste Verbeugung ab. Der Richter ist seiner Meinung nach nicht vaterländisch gesinnt.“

Die Heide blüht!

Die Heide blüht! Die Heide blüht! Wie eine Flammengarbe loht
Seht, wie sie leuchtet, wie sie hin übers Land dies Ruspurrot.

Wie sie sich bunt mit Farben als wie die Heide anzusehn.
Kein Königsmantel ist so schön
schmückt!

Wie sie das trun'ne Aug entzückt! Es wird das Herz so weit, so weit
in dieser bunten Herrlichkeit.

Aus kahlern, dürrern Heideband Das Auge schwelet, die Seel'
erisproh ein blühend Heideband, frohlockt,
ein Feenland in Märchenpraucht — beim stummen Schau'n der Odem
schäfer kam der Zauber über Nacht, stobt.

Die Heide blüht! Die Heide blüht!
Wie festam sah's doch das Gemüt!
Ein letzter Gruß der Sommerpraucht —
von fern schon winkt die Winternacht!

Ernst Maar.

den Zweig verlassen, an dem sie gut im Saft saßen, um sich empor-
heben zu lassen von seiner Kraft ins helle Licht.

Einmal höre ich meine Stimme nicht mehr. Ich vergaß, ein be-
gonnenes Gedicht zu beenden, stobte. Vielleicht scheute ich mich, den
symphonischen Schlußsatz, dieses tiefe Bekenntnis, auszusprechen vor
soviel Unsichtbaren. Doch dann fahre ich fort und wie Hammerschläge
fallen meine Worte schwer und einzeln in den Raum:

Wir schufen dies Welt!

Wir leben in ihm!

Und wehe den Menschen, die es vergessen!

Denn kein einzelner lebt ohne das Ganze!

Das Ganze erstirbt nur durch der Hände Verein.

Der Hände Verein segnet die Menschheit!

Unwillkürlich blide ich hoch. Das rote Herz flammte noch. Ich
habe noch Bindung mit den Menschen. Man hat nicht gefürchtet, daß
dieses Wort, dieses Wehe die Ordnung stört, an der wir leiden. Man
ahnt vielleicht nicht einmal, daß das Wissen um diesen Satz die Welt
aus den Angeln heben könnte, wenn alle ihn hörten, wenn alle ihn
lobten. Oder weiß man, daß auch die, die hören, nicht hören?
Langsam, mit schweren, lastenden Worten, lese ich weiter. Ver-
pessen ist wieder die Umwelt. Ich begeistere mich an den eigenen
Worten, steigere mich an mir selbst empor und bin erstaunt, als die
Ahr mich erinnert an die Zeit.

Das letzte Wort verflang aus meinem Munde. Die rote Flamme
verlöschte. Geheimnis bleibt wieder das Wort, das dieser Raum hört.
Aber ich habe nicht mehr das Bedürfnis zu sprechen. Niemand gehe
ich fort. Meine Aufgabe ist erfüllt, niemand hält mich, niemand sehnt
sich nach meiner Stimme. Ein Mädchen begegnet mir. Vielleicht hat sie
eben meinen Worten gelauscht, vielleicht ein Zusammentreffen ver-
zögert, um mich bis zum Ende hören zu können. Fremd geht sie leht
an mir vorüber zu ihrem Geliebten. Ich weiß nichts von ihr. Will
nichts von ihr wissen. Eben noch war ich Mittelpunkt Lauerder, leht

trete ich still und schweigam in den Kreis zurück. Unbeachtet wie die
Programme, die meinen Namen tragen, nun im Papierkorb ruhen;
denn vorüber ist, was sie ankündeten.

Vorüber bin ich. Verweht ist meine Stimme. Erich Grisar.

Menschliche Bauopfer

Das Schrecklichste der Schreden,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.

Schiller.

Ein großer Teil der dem Kannibalismus ergebenen Naturvölker
ließ sich bei der Ausübung dieser im Verschwinden begriffenen gräßlichen
Unsitte von dem Glauben leiten, daß der Geist des Verzehrten zu
ihrem Schutze verpflichtet sei. Die Sitte des menschlichen Bauopfers
fußt auf demselben Grundgedanken; denn das Einmauern eines
menschlichen Wesens in die Fundamente eines Bauwerks war nicht
allein als Sühneopfer den Göttern des Hovens dargebracht, sondern
galt in erster Linie als Schutzgeist der Baufläche und seiner Be-
wohner. Die Spuren dieser Sitte lassen sich über den ganzen Erdball
hinaus verfolgen, und wenn sie meines Wissens nach nur n o c h
von den Dayak im Innern Sumatras im geheimen
ausgeübt wird, so ist ihr Andenken im Sagenschatz verschiedener Kul-
turvölker auch noch heute lebendig.

Während die Ureinwohner Columbiens, die Chibcha's,
aus der gleichen Ursache heraus die Pfeiler ihrer Kasikenhäuser auf
die Leiber zermalmer Kinderkörper pflanzten, wurden die Funda-
mente des dem Sonnenkult gewidmeten Tempels von Tracal auf
denen das lebendig begrabenen Schaben errichtet. Auch die Aste-
kulishten dem menschlichen Bauopfer, und der Tempel des Wasser-
gottes Hualoc barg in seinen Fundamenten die Körper von Kindern.
Die große Tempelpyramide von Cholula, dem
Ketta der Azteken, die dem Gott der Luft (Quetzal-

Um das Jugendschutzgesetz

Der Entwurf eines Jugendschutzgesetzes liegt vor. Das Gesetz soll bestimmt sein, die Jugend vor Schmutz- und Schundschriften zu bewahren. Die Väter des Entwurfs sind aber bekannt und so nimmt es nicht wunder, daß dieses Gesetz, sofern es vom Reichstag in dieser Form angenommen würde, nur ein Mittel würde, um die Freiheit des Geistes zu frechten, die deutsche Literatur zu gefährden und eine Zensur, ausgeübt von Minderbetroffenen, aufzurichten, die nur im alten Regime ihr gleiches gehabt hätte. Gegen dieses Unterdrückungsmittel haben jetzt auch Verleger und Schriftsteller Protest eingelegt. Die in Berlin stattgefundene Protestkundgebung war überfüllt.

Männer mit Namen übten scharfe Kritik an dem Entwurf. Arthur Holtzner sah in dem Entwurf eine Mißachtung der Künstler und Schriftsteller. Julius Hab betonte, daß es bei der Entscheidung darüber, was als Schund oder Schmutz in literarischer Hinsicht zu gelten habe, auf das subjektive Urteil ankomme, und deshalb dürfe die Handhabung von Gesetzesvorschriften nicht in Hände gelegt werden, gegen die das größte Mißtrauen berechtigt sei.

Besonders lebhaften Beifall zollte die Versammlung den temperamentvollsten Ausführungen des Schauspielers Koss Gärtner, der nüzlich wegen des Vortrags revolutionärer Dichtungen eine Gefängnisstrafe zu verbüßen hatte, sowie einer Ansprache des Schriftstellers Heinrich Wandt, der über Verfolgungen und schwere Mißhandlungen durch Polizeiorgane berichtete, denen er wegen seiner Veröffentlichung „Etappe Gent“ ausgesetzt war. Im weiteren Verlauf der Kundgebung sprachen auch noch u. a. Ernst Heinrich Weghe als Vertreter der Schulreformer und Egon Erwin Kisch.

Zwischen den einzelnen Ansprachen wurden zustimmende Erklärungen zahlreicher Persönlichkeiten verlesen, die am Erscheinen verhindert waren, u. a. hatten schriftliche Äußerungen gegen den Gesetzentwurf eingeandt: Prof. Albert Einstein, Gerhart Hauptmann, Thomas Mann, Walter von Molo, Dr. Alfons Raquet und Dr. Helene Stöcker. Am Schluß der Kundgebung wurde folgende Resolution angenommen:

„Die mit der heutigen deutschen Justiz gemachten Erfahrungen lassen keinen Zweifel, daß ein solches Gesetz ausschließlich zur Bekämpfung der kunstpolitischen und literarischen Literatur mißbraucht wird. Außerdem genügen die §§ 184 und 184 a des Strafgesetzbuches sowie die Vorschriften der Gewerbeordnung und die Bestimmung über den groben Unfug bei richtiger Anwendung vollkommen zur Bekämpfung der wirklichen Schund- und Schmutzliteratur. Die Versammelten betrachten den angeblich beabsichtigten „Schutz der Jugend“ nur als einen heuchlerischen Vorwand zur Unterdrückung aller freigeistlichen Schriften. Sie sind ferner der Meinung, daß dieses Gesetz zu einer völligen Vernichtung und Verödung der Literatur und Kunst führen muß, da kein Verleger mehr das Risiko, das mit der Möglichkeit eines Verbots auf Grund unklarer gesetzlicher Bestimmungen verknüpft ist, tragen können. Daher soll mit diesem Gesetz, das nur ideelle und wirtschaftliche Schäden bringen kann.“

„Wie groß du für dich seist,
Vom Ganzen bist du nichtig;
Doch als des Ganzen Glied,
Bist du als kleinstes wichtig.“

Was geschieht für die jugendlichen Erwerbslosen?

Tausende und aber Tausende junger Leute irren heute mittel- und beschäftigungslos in der Welt umher und gehen allmählich in den Kreis der Verbrechertums zugrunde. Die ungeheuren Gefahren, die aus der Arbeitslosigkeit für den Arbeiternachwuchs entstehen, alarmieren die Öffentlichkeit, und wieder einmal ist deswegen die Frage aufgeworfen worden, wie es denn eigentlich mit dem Problem der Unterstüfung, Fortbildung und Umschulung der jugendlichen Erwerbslosen steht. Vor einigen Wochen — bei der Aufstellung des Arbeitsbeschaffungsprogramms — hatte es den Anschein, als ob nun endlich eine größere Hilfsaktion für die jugendlichen Arbeitslosen unternommen würde. Aus einer Besprechung aber, die zwischen dem Reichsarbeitsministerium und den Vertretern der Länder und Städte stattfand, hat man von irgendeinem Anlauf zur Neuregelung der Unterstüfung und Fortbildung der jugendlichen Erwerbslosen nichts beobachten können. Wohl wird, wie wir hören, in der nächsten Zeit ein Erlass des Reichsarbeitsministeriums herauskommen, der den Anregungen des Städtetages bis zu einem gewissen Grade entgegenkommt. Aber eine gründliche Neugestaltung der Fürsorge für die erwerbslose Jugend bringt, soweit man sieht, auch dieser Erlass nicht. Etwas stärkere Regelung der Fortbildung, Zusammenfassung der verschiedenen Anreizmöglichkeiten zur Betätigung: mehr Betonung der Arbeit in den Werkstätten, des Berufsschulunterrichts u. dergl. und weniger jugendpflegerische Maßnahmen! Auch neue Mittel zur Förderung der Fortbildung sollen bereitgestellt werden. Wie hoch diese Mittel sind, darüber verlautet einstweilen noch nichts. Bei der Unterstüfung denkt man weniger an Barunterstüfung als an Naturalien und Speisung. Bis jetzt erhalten die jugendlichen Arbeitslosen unter 16 Jahren keine Unterstüfung und die vom 16. bis 18. Jahre nur dann, wenn nach der Ansicht der obersten Landesbehörde für sie so gut wie keine Aussicht auf Arbeit besteht. Daß die Unterstüfungspraxis bei den jugendlichen Erwerbslosen sehr scharf gehandhabt wird, ist bekannt. Man sollte deshalb einmal anstelle der vielen Bann- und Aber in der Unterstüfungsfrage klare Situationen schaffen. Entweder Arbeit oder Fortbildung; die Fortbildung aber muß mindestens der Pflichtarbeit gleichgemacht werden. Und wer arbeitet oder lernt, muß bezahlt oder unterstüft werden.

Die Fortbildungs- und Umschulungsfrage ist zweifellos mit Schwierigkeiten verknüpft. Die Zusammenfassung der jugendlichen Erwerbslosen ist nur dann von Vorteil, wenn von vornherein genügend Sicherheit dafür besteht, daß in den Kurzen und Werkstätten etwas gelernt wird. Die Fortbildung und Umschulung soll ja der Qualifizierung der Arbeitskraft dienen; denn zahllos sind die Fälle, wo sich heute jugendliche Erwerbslose oft um Stellen bewerben, für die sie auch nicht entfernt die entsprechenden Kenntnisse und Fertigkeiten mitbringen.

Mit den vom Reichsarbeitsministerium in Aussicht genommenen Verbesserungen der Fürsorge für die jugendlichen Erwerbslosen kommen wir, wenn die materielle und sittliche Notlage der heranwachsenden Erwerbslosensjugend ernsthaft gemildert werden soll, nicht aus. Sobald der Reichstag zusammentritt, muß daran in der Frage der jugendlichen Erwerbslosen gründlich Wandel geschaffen werden.

... geweiht war und von der die Sage ging, daß eine Beschädigung des Mauerwerkes den Untergang der Stadt durch die aus der zerstörten Stelle hervorbrechenden Wasserfluten herbeiführen würde, hatte bis zu dem von Cortez veranstalteten Gemetzel einen Wirtelbewußt, der mit dem Wunde von Kindern vermischt war.

Nach um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden in Siam die Grundmauern der Stadtziele mit menschlichen Knochen verfestigt, und ein Herrscher dieses Landes ließ in die Fundamente eines von ihm errichteten Palastes eine Frau einmauern. Die vor etwa 300 Jahren unter dem Tokugawa Eshogunat errichteten Wachtürme des Kaiserpalastes von Tokio bergen in ihren Grundmauern ebenfalls menschliche Skelette, die bei der vor einigen Jahren erfolgten Abtragung der Türme zu Tage traten. Aufrechtstehend mit erhobenen Armen tragen ihre nach oben gewandten Handflächen Münzen aus jeder Zeitperiode. Das alte Japan vertrat wie in anderen Land der Erde den Standpunkt, daß die Sicherheit eines Baues abhängig war von der Anzahl der in seinen Grundmauern eingeschlossenen Bauopfer, und es kann als gewiß gelten, daß der größte Teil der staatlichen Bauten, deren Errichtung vor der Einführung des Feuertempels stattfand, solche enthielt. Das stark ausgeprägte Nationalgefühl des japanischen Volkes läßt es als durchaus wahrscheinlich gelten, daß diese Bauopfer freiwilliger Natur waren und von beiden Geschlechtern gebracht wurden.

Der englische Matrose John Jackson, der 1840-42 unter den Tschinghi-Tschinghien lebte, berichtet, daß bei dem Bau eines Hauses auf der Insel Sema, in dem für die Spieler derselben hergerichteten Graben je ein Sklave lebendig begraben wurde, worauf mit der Erde der Graben und die Mauern des Hauses besetzt wurden. Bekannt mit der Sitte der Bauopfer ist auch der bei den Tataren auf Samatra üblich gewesene Brauch, dem als Schutzherr des Kampungs stehenden Hauptmann, dem „Lanzknecht Panolien“, die Leber und das rechte Auge zu geben. Ein geschätzter Knecht, der

bis zum Halse eingegraben und dem glühenden Sonnenbrande ausgesetzt wurde, mußte das Versprechen abgeben, daß sein Geist nach seinem Tode den Schutz des Kampungs übernehmen werde. Um das Opfer gefügig zu machen, wurde ihm als Belohnung ein Labetrunk verschrieben. Dieser wurde dann dem Unglücklichen in Gestalt von geschmolzenem Blei verabreicht und ihm im gleichen Augenblick der Kopf vom Rumpfe getrennt. Nachdem das Haupt des Knaben 11 Tage lang vergraben worden war, wurde ihm die Hirnschale geöffnet und ein Teil des Hirns in dem Haupte des reich ornamentierten Stabes untergebracht, der nun nach dem Glauben der Tataren den den Kampung schützenden Geist des Opfers umschließt.

Unter den Vulkanoölkern ist es Bulgaren und Serben, die der Sitte des Bauopfers, wenn auch in milderer Form, noch heute Konzessionen machen. Galt in früherer Zeit in Serbien keine Grabstätte gefunden hatte, so begnügt man sich heute in einigen Gegenden dieser Staaten mit der Einmauerung des Körpermaßes irgend eines Vorübergehenden.

In deutschen Sagen wird mehrfach die Sitte des Bauopfers erwähnt, und eine Kirche in Teltow stürzte so lange in sich zusammen, bis durch die Einmauerung eines Kindes der Bau zu Ende gebrach. Bei der Demolierung des Bremer Brückentores soll in den Grundmauern des Baues das Skelet eines Kindes gefunden worden und damit auch die Ausübung des widerlichen Bauaberglaubens für Deutschland erwiesen sein. Als man im Jahre 1843 den Bau der neuen Brücke in Halle vornahm, kam es infolge eines Gerüchtes, daß die Erbauer der Brücke nach einem Rinde schandeten, um dies als Festigkeitsschutz in die Pfeilerfundamente zu mauern, zu schwerer Beunruhigung der Bevölkerung. Erst nach Wochen legte sich die Erregung, die hauptsächlich die unteren Kreise der Einwohnerschaft ergriffen hatte, mit der Vollendung des Baues allmählich einschüft. St. Jömer.

Die Arbeitskraft des Lehrlings

In Dresden sind zwischen dem Arbeitgeberverband für die sächsische Metallindustrie und dem Deutschen Metallarbeiter-Verband Vereinbarungen über die Lehrlingsentschädigung abgeschlossen. Einer Firma für Optik und Feinmechanik, die bei 30 gelerntem Arbeitern 60 Lehrlinge hat, scheinen nun die vereinbarten Entschädigungsätze zu hoch oder sie wünscht nur ihren „Ferra-im-Haus-Standpunkt“, der keine tariflichen Verpflichtungen duldet, heraufzuziehen zu können und sandte darum an die Eltern der Lehrlinge folgendes Schreiben:

„Um verschiedenen in der Zwischenzeit aufgetauchten falschen Auffassungen entgegenzutreten, müssen wir hiermit nochmals ausdrücklich darauf hinweisen, daß die von uns bisher an die Lehrlinge gezahlte Wirtschaftsbeihilfe nicht auf Grund einer vertraglichen Verpflichtung, sondern ganz freiwillig erfolgt. Ein Tarifabkommen zwischen Lehrlingen und Arbeitgeber besteht nicht, so daß irgendwelche Ansprüche aus einem solchen nicht herzuweisen sind.

In der Zeit der Inflation tauchte bekanntlich zum erstenmal der Wunsch auf, daß die Eltern der Lehrlinge dadurch etwas unterstützt werden sollten, daß diese von den Arbeitgebern eine Wirtschaftsbeihilfe erhielten. Die heutige allgemeine Wirtschaftslage zwingt aber dazu, in diesen Vergütungen eine Änderung einzutreten zu lassen, und wir machen Sie deshalb hierdurch aufmerksam, daß wir die Ihrem Sohn bisher bezahlte Vergütung vom 1. August 1926 an vorläufig auf die Hälfte reduzieren. Sollten sich die Verhältnisse nicht bessern oder sich verschlechtern, so behalten wir uns vor, weitere Reduktionen vorzunehmen.“

Die Lehrlinge werden gegenwärtig bei genannter Firma hauptsächlich mit Massenarbeiten beschäftigt, die für ihren Beruf nicht in Frage kommen. Man kann aus diesem Grunde der Auffassung zuneigen, daß diese jungen Menschen nicht als Lehrlinge zum Zwecke der Ausbildung, sondern als billige Arbeitskräfte benutzt werden. Wenn die Verhältnisse bei der Firma so liegen, dann ist es höchste Zeit, daß das Gewerbeaufsichtsamt diesen Betrieb einmal einer Kontrolle unterzieht und mit allen zur Verfügung stehenden gesetzlichen Mitteln versucht, Abhilfe zu schaffen. Schaden würde es auch nichts, wenn sich die Gewerbestammer einmal um diesen Betrieb kümmern würde.

Die Handwerksorganisationen zur Urlaubsforderung

Der Reichsverband des deutschen Handwerks hatte vor einiger Zeit, wie wir der Zeitschrift „Arbeit und Beruf“ entnehmen, an familiäre Mitgliederverbände die Frage gestellt, ob grundsätzliche Bedenken gegen die Urlaubsgewährung für Handwerkslehrlinge bestehen, und wie diese Urlaubsgewährung zu regeln sei. 61 Kammern und 29 Fachverbände (Sinnungen) äußerten sich dazu. 26 Kammern und 9 Fachverbände sehen keine grundsätzlichen Bedenken. Gegen eine schematische Regelung erklären sich 49 Kammern und 23 Fachverbände, grundsätzlich ablehnend sprachen sich 6 Kammern und 6 Fachverbände aus. Mein die Erfurter Handwerkskammer hat eine praktische Regelung versucht; eine Vollversammlung beschloß, in den 4 Lehrjahren 3, 4, 5 und 6 Tage im Jahr zu gewähren. Einmütigkeit besteht bei allen Befragten darüber, daß eine gesetzliche Regelung nicht Platz greifen darf. Man befürchtet, daß dadurch eventuell die gewerkschaftlichen Bestrebungen auf tarifliche Regelung des Lehrlingswesens gefördert werden könnten.

Diese Stellungnahme des Handwerks beweist aufs neue, daß nur eine gesetzliche Regelung der Jugend zu ihrem Recht auf Ferien verhelfen kann, denn die überwiegende Mehrheit will ja nicht einmal Regelungen durch ihre eigene Organisation. Den Meistern die Urlaubsgewährung selbst überlassen, heißt aber in mindestens 90 vH der Fälle, daß von Urlaub überhaupt keine Rede sein kann.

Die Angst der Handwerksmeister vor der gewerkschaftlichen und tariflichen Regelung des Lehrlingswesens kann ausgeräumt werden, wenn die Jugend und die Lehrlinge sich ihrem Verband anschließen. Ist die Jugend im Verband und nimmt sie selbst Anteil an der Besserung seiner Lohn- und Arbeitsbedingungen, dann wird dem Handwerkerum nichts anderes übrig bleiben, als sich den gegebenen Tatsachen zu fügen. Dann wird die tarifliche Regelung des Lehrlingswesens Wahrheit.

Neuregelung der Fahrpreismäßigung

Die für das Jahr 1925 von der Eisenbahnverwaltung ausgegebenen Bescheinigungen (gelbe Karten) befallen bis Ende 1926 ihre Gültigkeit. Falls Jugendgruppen diese Ausweise noch nicht besitzen, so ist es zweckmäßig, sich recht bald darum zu bemühen und eventuell vom Jugendsekretariat des DGB eine Bescheinigung einzuholen, mit der bis Ende d. J. von der Eisenbahnverwaltung die erwähnten gelben Karten zu erhalten sind.

Die in diesem Sommer von uns ausgegebenen gedruckten Bescheinigungen über die Zugehörigkeit zum Ausschuss der deutschen Jugendverbände sollen noch nicht an die zuständigen Behörden gefandt werden, da diese sich untereinander und mit der Reichsbahn noch nicht über die Art der Erledigung klar geworden sind. Wenn es soweit sein wird, werden wir hier und auch durch die Tagespresse zur Einleitung auffordern. (Jugendführer.)



Loose Kleidung hat oft noch schlimmere Folgen

Städtetag und erwerbslose Jugend

Ueber die Beschäftigung, Aus- und Fortbildung von jugendlichen Erwerbslosen fand im Städtetag eine eingehende Beratung statt, an der Vertreter des Reichsarbeitsministeriums, der Reichsarbeitsverwaltung, des preussischen Wohlfahrts- und Handelsministeriums, des sächsischen Arbeits- und Wohlfahrtsministeriums sowie von Großstädten aus allen Teilen des Reichs teilnahmen. Man war sich darüber einig, daß in weit größerem Umfang als bisher Einrichtungen für die Beschäftigung von jugendlichen Erwerbslosen geschaffen werden müssen, da auch die Erwerbslosigkeit der Jugendlichen aller Voraussicht nach eine Dauererscheinung darstellen wird, und da dies der einzige Weg ist, um die Jugendlichen ohne Schädigung ihrer körperlichen und geistigen Kräfte über die Krise der Arbeitslosigkeit ungefährdet hinwegzubringen. Auch darüber herrschte allgemeines Einverständnis, daß die zurzeit geltenden Bestimmungen wesentlich geändert werden müssen. Auch die Jugendlichen von 14 bis 16 Jahren müssen in diese Arbeiten einbezogen werden, zumal wir der Tatsache gegenüberstehen, daß eine große Zahl der 14jährigen nach der Schulentlassung keine Arbeit oder Lehrstelle gefunden hat. In finanzieller Beziehung müssen Erleichterungen geschaffen werden, da die Gemeinden nicht in der Lage sind, die Einrichtungen zu finanzieren. Der Vertreter des Reichsarbeitsministeriums soll die Notwendigkeit einer baldigen Hilfe anerkannt und baldige Abhilfe versprochen haben. Hoffentlich bleibt es nicht nur bei diesem Versprechen, denn: „Der Wozze sind genug gewechselt, laßt uns nun endlich Latenz sehen.“

Vom Kulturwillen der deutschen Jugend

Im Herbst 1924 hat der Ausschuss der deutschen Jugendverbände eine Führertagung in Blankenburg stattfinden lassen, die sich mit den Fragen „Autorität und Freiheit“, „Jugend und Beruf“ sowie „Staat und Volk“ beschäftigte. Die dort gehaltenen Referate sowie auch wesentliche Teile der Aussprache sind in einem 70 Druckseiten starken Protokoll wiedergegeben, das der Ausschuss der deutschen Jugendverbände eben zu einem Ausnahmepreis von 0,50 M anbietet. Wir kennen den Kollegen, die die Gedankenwelt anderer Richtungen kennenlernen wollen, unter empfehlen, von dem Angebot Gebrauch zu machen und Bestellungen direkt an den Reichsausschuss der deutschen Jugendverbände, Berlin NW 4, Moltkestr. 7 zu richten. (Jugendführer.)

Die Kraft der Gewerkschaften beruht auf der vereinten Kraft ihrer Mitglieder. Die wirtschaftliche Lage des einzelnen Mitgliedes bessert sich mit der erstarkenden Kraft der Gewerkschaft. Was daraus folgt? Daß jedes Gewerkschaftsmitglied durch pünktliche Pflichterfüllung gegenüber dem Verbandsmitgliedem eigenen Vorteil dient. Zwei Tatsachen und eine Schlussfolgerung, die es zu überdenken, vor allem aber, wonach es zu handeln gilt!

Zum Jubiläum R. Weißigs und F. Siegels

Es ist jetzt ein Vierteljahrhundert verflossen, daß die beiden Vorsitzenden unseres Verbandsausschusses, Robert Weißig und Franz Siegel, ihr Amt bekleiden. Kollege Weißig gehört dem Ausschuss schon seit 1897 an, als dessen Vorsitzenden er vier Jahre später an Stelle des abgehenden Kollegen Dejung vom Verbandstag erkoren wurde. Seitdem hat er das Amt, von einer Unterbrechung (1919 bis 1921) abgesehen, ständig bekleidet. Kollege Siegel wurde 1901 von der Frankfurter Mitgliedschaft in den Ausschuss gewählt und dann zu dessen zweiten Vorsitzenden vom Leipziger Verbandstag (1905) bestimmt.

In diesen letzten Angaben drückt sich ein erhellendes Maß von Mühe, Pflichtgefühl und Gewissenhaftigkeit aus. Unter den Obliegenheiten des Ausschusses steht als die wichtigste oder eigentlich als die arbeitsreichste obenan, die Meinungsverschiedenheiten oder Beschwerden der Mitglieder zu entscheiden. Glaubt sich ein Mitglied im Verbandsrecht behandelt oder ungerecht beurteilt, oder hat es sonst eine Beschwerde, womit er bei den anderen Verbandsstellen vergeblich Gehör gesucht hat, dann wendet es sich an den Ausschuss in der Hoffnung, daß ihm, wenn irgendwo, hier Gehör und Recht werden muß. Es handelt sich da zuweilen um höchst wichtige Entscheidungen für die Organisation wie für einzelne Mitglieder. Sollen sich die Beschäftigten nicht enttäuscht fühlen, dann müssen sie sicher sein, daß ihre Angelegenheit vom Ausschuss mit Liebe, Gewissenhaftigkeit und unbedingter Unparteilichkeit geprüft und entschieden wird. Daß dies von unserem Ausschuss immer soweit geschehen ist, als es überhaupt menschlich möglich ist, das glauben wir ohne die Verortung, berichtigend zu werden, aussprechen zu können. Das sei für die Gesamtheit des Ausschusses wie für seine Vorsitzenden im besondern gesagt. Wenn auf dem Verbandstag der Kollege Weißig zu den Beschwerden, die vom Ausschuss nicht endgültig erledigt werden konnten, das Wort nimmt, so hat man das Gefühl, als ob verkörperte Unparteilichkeit spreche. Selbst wenn dann, wie es zuweilen geschieht, der Verbandstag zu einer andern als der vorgeschlagenen Entscheidung kam, an der Unparteilichkeit des Ausschusses oder seines Vorsitzenden haben wir nie denken gehört. Ein solches Vertrauen, ehrend für beide Seiten, kommt nicht von ungefähr. Es ist das Ergebnis eines fünfundsiebzig Jahre betätigten Gerechtigkeitsfinnes. Es bedeutet einen prächtigen Gewinn für die Organisation wie für ihre Mitglieder.

Diesfür glauben wir dem Ausschuss und seinen Vorsitzenden heute danken zu müssen. Freilich auch für ihre stetige Arbeit, von deren Größe sich die meisten Kollegen kaum ein Bild zu machen vermögen. Und diese Fülle der Arbeit wird nach Feierabend erledigt, wobei der Hauptteil von den Vorsitzenden getragen werden muß. So kann sich unser Verband beglückwünschen, daß seine beiden Ausschussvorsitzenden trotz der vielen Mühe und natürlich auch mancher Mißbilligkeit ein Vierteljahrhundert bei der Stange geblieben sind. Daß dies noch lange der Fall sein möge, das glauben wir zu ihrem Jubiläum in unserm und unserer Mitglieder Namen aussprechen zu müssen.

Das Protokoll

des 17. ordentl. Verbandstages in Bremen

befindet sich im Druck und wird in den nächsten Wochen zur Ausgabe gelangen. Da der Metallarbeiter-Zeitung naturgemäß nur wenig Raum zur Berichterstattung zur Verfügung steht, ist es für jeden tätigen Verbandskollegen Pflicht, sich an Hand des Protokolls selbst über den Verlauf des Verbandstages zu informieren. Wir machen bei dieser Gelegenheit besonders auf die beiden auf dem Verbandstag gehaltenen Referate über: „Europas Krise und Deutschlands Wirtschaft“ von Regierungsbauinspektor a. D. Schäfer und „Umwälzungen der Eisen- und Metallindustrie“ von Professor Dr. Pirsch aufmerksam. Um die Anschaffung des Protokolls einem größeren Mitgliederkreis zu ermöglichen, hat der Vorstand den Preis auf 1.50 Mark festgesetzt. Wir ersuchen um baldige Bestellungen bei den Ortsverwaltungen.

Schriftenschau

„Jugendführer“. Mitteilungen für die Leiter der Jugendabteilungen in den Gewerkschaften N. 9. September 1926, Berlin, Verlagsgesellschaft des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes, Berlin 8 14. Jmheft. 6.

In einigen Artikeln werden Fragen der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit behandelt; den jüngeren Gewerkschaftlern wird die Beteiligung an der Praxis der Arbeiterbewegung als Ziel gezeigt, auf das sie hinausarbeiten haben. Eine Anzahl kürzerer Notizen und Hinweise geben den Leitern der Jugendgruppen Material zu ihrer Vereinsarbeit. Der schon in einer früheren Nummer begonnene Versuch, den Jugendleitern zum Vorlesen geeignete Bücher zu empfehlen, ist fortgesetzt worden; Tiergeschichten wurden diesmal behandelt.

Briefkasten

Kloß Jungblut-Verträge. Die Skizze ist gut gemeint, aber noch nicht druckreif.

Vom Deutschen Jugendtreffen in Halle am 10. März sind mehrere reichhaltige Berichte eingegangen. Bericht werden sozart von der von der Bezirksleitung herausgegebene Bericht. Die Jugendblögen jeden hier beachten. Es ist ratsam, sich vorher über eine Berichterstattung zu verständigen.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 38

W	S	O	G	S	W	W					
O	F	T	S	A	M	I	D	O			
G	A	U	R	I	S	A	N	K	A	R	
E	R	A	R	L	E	I	T				
K	M	S	R	N	P						
M	A	Z	E	N	M	O	G	U	L		
S	E	N	T	S	R						
A	I	D	A	B	A	C	H	W			
L	A	C	H	E	L	N	E	L	I	D	A
T	E	E	M	A	I	F	Ü	R			
E	N	O	T	F	F	E					

Senrecht:

- | | | |
|-------------------|-------------|--------------------|
| 1. Moge. | 6. Sir. | 11. pur. |
| 2. Sturmzeichen. | 7. Mal. | 12. Mite. |
| 3. Gas. | 8. Rafende. | 13. Um. |
| 4. Wirtingschiff. | 9. Nektal. | 14. Wei. |
| 5. Wort. | 10. Käs. | 15. Ware, 16. Mat. |

Wagrecht:

- | | | |
|-----------------|------------|-----------------|
| 2. so. | 10. rar. | 16. Lächeln. |
| 3. oft. | 11. Lei. | 17. Stiba. |
| 6. Sam. | 12. Wägen. | 18. Lee. |
| 7. SW. | 13. Mogul. | 19. Mai. |
| 8. Gaurifanfar. | 14. Bach. | 20. für. |
| 9. Jdo. | 15. Jda. | 21. NO, 22. ff. |

Mitteilungen des Vorstandes

Telegraphadresse: Metallvorstand Stuttgart

Telephon-Nummern: S.-A. 628 41, S.-A. 628 42, S.-A. 639 90

Mit Sonntag dem 26. Sept. ist der 40. Wochenbeitrag für die Zeit vom 26. September bis 2. Oktober 1926 fällig.

Bewerbung

zum Studium an der Heimvolkshochschule Tinz (Gera-Meiß).

Für die Heimvolkshochschule in Schloß Tinz ist schon jetzt der neue Männerkurs ausgeschrieben, welcher am 15. Januar 1927 beginnt und bis 30. Juni 1927 dauert.

Der Vorstand ist gewillt, die Heimvolkshochschule auch diesmal durch Kollegen unseres Verbandes zu beschicken; ihre Zahl ist auf 3 beschränkt. In erster Linie sollen jüngere, ledige Kollegen berücksichtigt werden, Bewerber nur dann, wenn die betreffenden Kollegen während ihres Tinzler Aufenthaltes auf eine besondere Familienunterstützung verzichten können.

Für die vom Vorstand zur Heimvolkshochschule entsandten Hörer übernimmt die Hauptkasse folgende Kosten:

1. Schulgeld (inbegriffen Logis und freie Verpflegung in Tinz).
2. Einen bestimmten Betrag als Wäsche- und Taschengeld. (Weim laufenden Lehrgang beträgt das einmalige Wäschegehd 7,50 Mk., das Taschengeld monatlich 15 Mk., ferner einen einmaligen Bücherzuschuß von etwa 40 Mk.)
3. Jahrgeld 3. Klasse vom Wohnort nach Tinz und nach Beendigung des Lehrganges von Tinz zum Wohnort zurück.

Für die von uns auf die Heimvolkshochschule zu entsendenden Hörer kommt in erster Linie die Erwerbung ökonomischer Kenntnisse, Wirtschaftslehre usw. in Betracht.

Als Bewerber können nur begabte Kollegen in Frage kommen, die bereits eine bestimmte Schulung hinter sich haben, eine gewisse Reife besitzen, in der Arbeiterbewegung erprobt und neben ihrer engeren organisatorischen und agitatorischen Tätigkeit ein gewisses Allgemeinwissen erworben haben.

Bewerbungen sind bis zum 1. Oktober d. J. bei der zuständigen Bezirksleitung schriftlich einzureichen. Bei der Bewerbung sind mitzuteilen die bisherige Tätigkeit innerhalb der modernen Arbeiterbewegung, Schulbildung und Grad des nach der Schulenklassung erworbenen allgemeinen Wissens, Alter, Familienstand (ob ledig oder verheiratet) und eventuelle weitere zweckdienliche Angaben. Die endgültige Entscheidung über die zur Heimvolkshochschule zu entsendenden Kollegen trifft der Vorstand.

Stuttgart, Kisteplatz 16.

Der Vorstandsvorsitzende.

Druck und Verlag: Verlagsgesellschaft des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes, Stuttgart, Kisteplatz 16